



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Der Durchbruch des nationalen Gedankens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Durchbruch des nationalen Gedankens



in herrlicher, klarer und doch milder, stiller Wintertag leuchtete diesmal zur Wahlschlacht. Scharenweise drängten sich den ganzen Tag über die Wähler zur Urne; am Abend sammelten sich Hunderte vor den Redaktionen der Zeitungen, Tausende in den Versammlungssälen der Parteien, mit leidenschaftlicher Spannung die eintreffenden Resultate aus den einzelnen Bezirken erwartend und berechnend, um endlich in hellen Jubel auszubrechen über einen schweren, vielleicht unerwarteten Sieg oder verstimmt davonzuschleichen nach einer kaum gefürchteten Niederlage. Es war fast wie bei den ruhmvollen Septennatswahlen vor zwanzig Jahren, im Februar 1887. Und als der Morgen des 26. Januar das Schlachtfeld beschien, da ging ein frohes Gefühl des Staunens durch die deutschen Gaue, denn auch das Ergebnis ähnelte dem der Wahl von 1887. Wieder wie damals hatte die Reichsregierung von dem Gezänk und der Kleinlichkeit kurzfristiger und eigensinniger Parlamentsparteien an die Nation appelliert, weil wie damals eine nationale Frage zur Entscheidung stand; damals handelte es sich um die Frage, ob das Reich seine schwer errungne Stellung in Europa gegen offene und heimliche Bedrohung durch ihre Waffenrüstung sichern sollte, die von den wechselnden Mehrheiten des Reichstags auf sieben Jahre unabhängig wäre, jetzt um die weit umfassendere Frage, ob das Reich seine Kolonien, die mehr als das Fünffache seines eignen Umfangs einnehmen und es zum Nachbarn fast aller Kulturvölker machen, verkümmern lassen und preisgeben oder zu seinem und ihrem Heile behaupten und weiterentwickeln, ob es seine Weltstellung verlieren oder ausbauen solle. Das deutsche Volk hat dem Appell entsprochen, es hat seinen Willen gezeigt, eine Nation zu sein, es hat damit auch die schadenfrohen Hoffnungen unsrer lieben Nachbarn diesseits und jenseits des Kanals zerschlagen, es hat seinem Kaiser das schönste Geburtstagsgeschenk dargebracht. Zwar das Zentrum wird wohl in alter Stärke wiedertreten, denn es beherrscht durch seine geistlichen Verbündeten die politisch unmündigen Massen, aber die sozialdemokratische Partei ist, was man kaum zu hoffen wagte, halb zertrümmert; von 79 Sitzen hat sie schon jetzt 20 verloren, darunter einer Reihe

großer Städte, und sie hat, wie es scheint, bei den Stichwahlen nur wenig Aussicht. Sie hat vor allem in Sachsen, ihrer Hochburg, dem „roten Königreich“, von dessen 23 Wahlkreisen ihr 21 (nach den Wahlen von 1903 sogar 22) gehörten, nur 8 behauptet, 5 endgiltig verloren und geht in 8 andern der Stichwahl mit geringen Siegeshoffnungen entgegen. Vor allem hat die Leipziger Bürgerschaft die rote Fahne, die sie stets als eine Schande empfand, herabgerissen, andern Großstädten zum Vorbild. Freilich, der Liberalismus selber hat sich auch bei den Wahlen in Fraktionen und Fraktiönchen so zersplittert, daß die Zahl seiner schon heute sicher gewählten Abgeordneten kaum über 30 beträgt, also noch ein sehr großer Teil der 160 Stichwahlen zu seinen Gunsten ausfallen muß, wenn das deutsche Bürgertum eine seinen hohen Ansprüchen und seiner wirklichen Bedeutung gemäße Vertretung im Reichstage wieder erringen soll. Einen schönen Wahlsieg haben die Konservativen der verschiedenen Schattierungen erfochten; schon jetzt sind ihnen über 50 Mandate sicher. Kurz, die Taktik der Regierung hat sich glänzend bewährt: das deutsche Volk will ihr zur Verfügung stellen, was sie wollte und braucht: eine sichere nationale Mehrheit ohne das Zentrum.

Und sie hat auch das Ihrige getan, um dieses Ergebnis herbeizuführen. Der Reichskanzler selbst hat durch seinen Silvesterbrief an den General von Diebert und durch die Rede, die er bei dem Mahle des kolonialpolitischen Aktionskomitees vor einem ausgewählten Kreise von Vertretern der Wissenschaft, der Industrie und des Handels hielt, gewissermaßen die Wahlparole ausgegeben, die von so vielen Seiten verlangt wurde, obwohl sie klar genug war, und er hat dabei Formen gewählt, die der deutschen Bureaukratie in ihrer steifen und selbstbewußten Art bisher ganz fremd waren, so gebräuchlich sie in England sind. Wahrhaft bewundernswert aber war die Unermüdlichkeit, Frische, Klarheit und Offenheit, mit denen der Kolonialdirektor Dernburg, der ihr niemals angehört hat und den entscheidenden Schlag gegen die Zentrumshegemonie geführt hatte, durch seine stille Arbeit das deutsche Kapital in ungeahntem Umfange für die Kolonien heranzuziehen und durch seine Vorträge in Berlin, München, Stuttgart Tausende für die Kolonien zu gewinnen, zu begeistern verstand. Auch das ist eine neue Erscheinung, daß einer der ersten Reichsbeamten außerhalb des Parlaments seine Sache aufklärend und gewissermaßen agitatorisch vertritt, aber eine höchst wirksame und freudig zu begrüßende Taktik, bei der auch der Eindruck der Persönlichkeit wirkt. Heute ist Dernburg vielleicht der populärste Mann im Reiche.

So konnten denn die nationalen Parteien getrost und zuversichtlich die vorbereitende Arbeit in den Wahlkomitees und in der Presse leisten, und sie haben sie geleistet mit Energie und oft mit Selbstverleugnung. Zwar nur in einer beschränkten Anzahl von Wahlkreisen gelang gleich im Anfang die Vereinigung auf einen gemeinsamen Kandidaten, aber der gute Wille, bei den Stichwahlen einander zu unterstützen gegen den gemeinsamen Feind, ist doch überall vorhanden, und die liberale Presse hat jede kulturkämpferische Anwendung vermieden, obwohl sie hier und da von einem Kampfe um deutsche Geistesfreiheit sprach, die doch nur bei den Katholiken bedroht oder verkümmert wird, insofern sie ihr Denken dem Willen einer Hierarchie unterordnen. Aber daran kann

die evangelische Mehrheit des deutschen Volks nichts ändern, und es ist nicht ihre Sache, wenn sich die katholischen Deutschen dieser geistigen Bevormundung unterwerfen; jedenfalls werden diese durch Angriffe auf Rom und dergleichen von ihrem Standpunkte nicht abgebracht, im Gegenteil. Und das sollte man doch gerade vermeiden. Denn mächtig bleibt das Zentrum trotz alledem. Es hat auf die unselbständigen Massen, die es am Rhein und in Bayern an die Urne kommandiert, im Wahlkampfe auch durch die größten Lügen und Entstellungen gewirkt, es hat sogar, ohne einen Schatten des Rechts, das Gespenst des Kulturkampfes heraufbeschworen, es hat überall, auch da, wo es nicht die geringste Aussicht auf einen Wahlerfolg hatte, Zählkandidaten, in Sachsen in allen 23 Wahlkreisen den Demagogen Erzberger, den Führer seines demokratischen Flügels, aufgestellt, bloß um zu demonstrieren, gewissermaßen um Heerschau abzuhalten, und es hat dort verdientermaßen die Beschämung erlebt, daß allerdings da, wo geschlossene katholische Bevölkerungsgruppen bestehn, wie in der Oberlausitz, oder eine stärkere katholische Gruppe lebt, wie in Dresden, einige hundert Stimmen auf den Zählkandidaten fielen, in weitaus den meisten Wahlkreisen aber nur wenige oder auch gar keine, in Leipzig, wo zwei katholische Pfarreien bestehn, von mehr als 38 000 Wahlstimmen ganze 214! Wann wird diese provokante Torheit, die dem Katholizismus nur schadet, endlich aufhören! Und doch, trotz aller Wahlerfolge, der Riß im Turm des Zentrums ist da. Die „Intellektuellen“ am Rhein und in Westfalen sind abgefallen, die natürliche Spaltung zwischen dem rechten aristokratischen und dem linken demokratischen Flügel, die schon bei der Abstimmung vom 13. Dezember nur durch die Unterwerfung des rechten Flügels (Spahn und Graf Ballostrem) unter den Willen des stärkern linken (Erzberger und Roeren) nur mit Mühe zusammengehalten wurden, ist gar nicht mehr zu verbergen, und sie wird, mögen auch jetzt noch bei den Wahlen, eben weil sie Massenwahlen sind, die Zahlen entscheiden, nicht die Intelligenz, weitergehen. Denn schließlich, für den Schutz der kirchlichen Interessen des Katholizismus ist eine politische Partei vollkommen überflüssig geworden, und Lügen haben kurze Beine, auch die dumme Lüge, an die die Agitatoren selbst nicht glauben, daß ein neuer Kulturkampf bevorstehe, wenn die einfältigen Wähler nicht den Zentrumsman wählen würden. Und nichts ist mehr zu wünschen als die Heranziehung auch der katholischen Deutschen zur nationalen Arbeit.

Sieht man auf die Haltung der Sozialdemokratie, so hat man wie immer den halb erheiternden, halb widerwärtigen Eindruck, als ob da ein Stamm von Rothäuten aus Coopers Lederstrumpf auf dem Kriegspfade sei und mit rollenden Augen und wütenden Gebärden, den Tomahawk in der Faust und nach dem Skalp des Feindes lüstern auf den Todfeind heranstürme, nicht im friedlichen Wahlkampfe mit den Söhnen des eignen Volkes sich messen wolle. Denn was sozialdemokratische Redner, Zeitungen und Aufrufe an frecher Verdrehung oder Ableugnung von Thatfachen, an rohen Beschimpfungen des Gegners, in Verhöhnung alles vaterländischen Interesses und Gefühls und jeder nationalen Gemeinschaft geleistet haben, das stellt dem gerühmten Verufe der Sozialdemokratie zur Volkszerziehung das allerschlechteste Zeugnis aus. Aber auch

hier ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Eine Partei, die nur von der öden Negation alles Bestehenden lebt, die an allen sozialen Reformen ihre Mitarbeit verweigert und niemals auch nur ein Wort der Anerkennung für alles das gehabt hat, was ohne sie und gegen sie zustande gekommen ist, die alles nationalen Empfindens bar ist und nur einen Gedanken kennt, die Masse der deutschen Arbeiterschaft zum einseitigen Klassenbewußtsein zu erziehen, also in die unheilvolle, jämmerliche Zeit ständischer Gegensätze zurückzulenken und sich dabei immer an die schlechten Eigenschaften des Menschen wendet, an Haß, Neid und Begehrlichkeit, und die guten, Sparsamkeit, Bescheidenheit, Treue, Gottesfurcht planmäßig mit allen Mitteln der Lüge und der Aufhegung auszurotten strebt, die hat keine Zukunft. Und schon jetzt hat sie die empfindliche Lehre empfangen, daß sich ihre Mitläufer in Scharen von ihr abwenden, denn schließlich lassen sich die deutschen Arbeiter zwar verführen, solange sie wähnen, jene Agitatoren seien ihre natürlichen Vertreter, aber sie sind keine Idioten, die auf die Dauer als blöde Herde den Leitzhammeln nachlaufen, in den sozialdemokratischen Zwangsstaat hinein, ins eigne Verderben, Zielen zu, die bei jedem Wahlkampfe sorgfältig verschleiert werden. Nicht die deutsche Arbeiterschaft ist am 25. Januar besiegt worden, sondern die paar hundert Leute, die sich als ihre Führer aufspielten.

Zu lernen aber haben alle Parteien von diesen Wahlen, auch die nationalen. Niemand verlangt, daß sie ihre Prinzipien und ihre Sonderinteressen aufgeben, aber sie müssen sie beugen unter das Interesse der Gesamtheit. Die praktische Politik wird nicht von Prinzipien gemacht, sondern in Kompromissen. Keine der großen Parteien kann verlangen, daß das Reich allein in ihrem Interesse regiert werde, auch die Liberalen nicht. Soeben haben die Konservativen ihnen bewiesen, daß sie einer stattlichen Reihe von Wahlkreisen ganz sicher sind, daß also die agrarischen Interessen und konservativen Gedanken, Gott sei Dank! noch einen recht ansehnlichen Teil der Nation beherrschen. Sie können und müssen verlangen, daß das liberale Bürgertum ihre Interessen und ihre Traditionen nicht als etwas Unberechtigtes behandelt, sondern sie versteht und achtet, wie dieses das für die feineren von jenen Kreisen verlangt, daß es nicht immer von rückständigem und hochmütigem oder beschränktem Junkertum redet. Die soziale Schicht, die künftig herrschen soll, kann und soll weder die eine noch die andre Interessengruppe allein sein, sie soll sich vielmehr aus beiden Ständen zusammensetzen. Und auch das muß der Liberalismus lernen, wo er es unter dem Einfluß eines abgewirtschafteten Materialismus und eines impotenten Pessimismus verlernt hat, daß die Religion eine lebendige Macht ist und bleiben muß, daß ein religionsloses Volk seinem Verderben entgegengeht, und daß es nicht wohlgetan ist, in dem atheïstischen Frankreich, das soeben nicht an der Befreiung von der römischen Kirche, sondern an der Entchristlichung des Volkes arbeitet, ein nachahmungswertes Vorbild zu sehen. Und wie die Kirche, so muß der Liberalismus auch die Monarchie, nicht das englische Schattenkönigtum, dessen Träger zwar trotz aller Parlamentsherrschaft großen Einfluß haben kann, aber nicht regiert, sondern die bei uns historisch gewordene, lebendige, persönliche Monarchie mit ihrem tiefen

Verantwortlichkeitsgefühl als eine traditionelle, wohltätige, staatenbildende Macht begreifen und darf sich nicht herausnehmen, sie nach fremden, undeutschen Anschauungen entsprungenen Vorurteilen modeln zu wollen. Das Reich wird sein mit einem lebendigen Kaisertum, oder es wird gar nicht sein. Verschwinden muß vollends die ekle Simplicissimusstimmung, die alles Ehrwürdige, alles Hohe in den Kot zerzt und dabei behauptet, den echt nationalen Geist zu fördern. Wenn wir aber im Innern von den nationalen Parteien gegenseitige Achtung verlangen, so fordern wir in allen Fragen, bei denen es sich um die Macht und das Ansehen des Reiches handelt, daß sie hier einheitlich zusammenstehn und der Reichsregierung eine feste Mehrheit gewähren ohne „Kuhhandel“. Der soeben errungne, immerhin noch recht bescheidne Wahlerfolg darf nicht zu einem nur vorübergehenden Aufklackern nationaler Gesinnung führen, wie wohl sonst; wenn der Liberalismus mitregieren will, so muß er regierungsfähig sein.

Das alles sind Forderungen jener großen, nur nicht organisierten, dem Parteitreiben vielmehr abgeneigten Partei der vernünftigen Leute, deren Organ die Grenzboten immer gewesen sind. Sie möchten das auch in Zukunft bleiben und immer mehr werden. Ohne einer der bestehenden Parteien zu dienen, möchten sie allen denen dienen, die das Vaterland über jede politische oder kirchliche Partei stellen, denen die Ehre und das Ansehen und die innere Einheit der Nation durch das Zusammenwirken aller ihrer Elemente über alles geht, die festhalten an der Monarchie, an den alten gesunden sittlichen Grundlagen alles Kulturlebens. Für alle diese wollen sie ein Sammelpunkt sein, um hinauszuwirken in weite Kreise unter der alten Losung:

„Ein Wahrzeichen nur gilt, das Vaterland zu beschützen.“

*



Das Mexiko des Porfirio Diaz



ir Deutschen stecken noch tief in den politischen Kinderschuhen und gewöhnen uns nur langsam und zaghaft daran, daß wir ein großer Staat geworden sind, dessen Angehörige ganz andre nationale Pflichten haben als in den Zeiten vor der Reichsgründung. War es früher verständlich, daß sich die öffentliche Meinung in Deutschland nach der jahrhundertlang währenden Abhängigkeit vom Auslande für auswärtige Politik nur wenig oder gar nicht interessierte, so ist es jetzt nach der glorreichen Bismarckischen Zeit, die doch alle leitenden Männer mitgemacht haben, geradezu unverständlich, daß sich die deutsche Nation fast gar nicht um die auswärtige Politik und um die politische Entwicklung der andern Staaten kümmert. Das ist aber doppelt verhängnisvoll in einem Augenblick, wo die außereuropäischen Mächte zum erstenmal in der Weltgeschichte einen von Tag zu Tag wachsenden Einfluß auf die Weltpolitik zu nehmen begonnen haben. Die Zeiten, wo nur der Lauf der Dinge in Europa